

Recensionen und Referate.

Zur Psychologie der logischen Grundthatsachen. Von Dr. Heinr. Gomperz. Leipzig u. Wien, Fr. Deuticke. 1896. gr. 8. 103 S.
Nb. 2.

Vorliegende Monographie will einen Beitrag liefern zur „Psychologie der logischen Grundthatsachen“ im Sinne eines strengen Nominalismus und verdient insofern, als sie dieses Ziel in präciser und formvollendeter Weise mit Ernst, Umsicht und Consequenz verfolgt, alle Beachtung. Ihr Grundgedanke ist folgender: es gibt ein Denken in anschaulichen Einzelvorstellungen und ein Denken in Worten, welche einen bestimmten Complex anschaulicher Einzelvorstellungen bezeichnen und insofern allgemein sind; das erstere ist ein intuitives, das zweite ein begrifflich abstractes, discursives Denken. Diesen Grundgedanken sucht sie psychologisch zu rechtfertigen, indem sie in fünf Abschnitten die Erkenntniss ohne Sprache, Wort und Begriff, Satz und Urtheil, Satzverbindung und Schluss, anschauliches und begriffliches Denken zu detaillirter Erörterung bringt. Thiere und Kinder als nicht sprachbegabte und deshalb vereinzelte Wesen vollziehen Wahrnehmungen und Erinnerungen und deren Associationen ohne allgemeine Vorstellungen und Begriffe, ohne Urtheile und Schlüsse. Sie leben lediglich in anschaulichen Einzelvorstellungen (Wahrnehmungen und Erinnerungen) und deren Associationen, ohne dass ihnen im Sinne des Conceptualismus mit Grund und Fug Allgemeinvorstellungen zugeschrieben werden könnten, wie Darwin, Huxley, Romanes wollen. Nichtunterscheidung von Einzelvorstellungen infolge mangelnder Unterscheidungskraft ist keine Verallgemeinerung derselben. Immerhin ist aber zugegeben, dass gewisse Thiere, wie z. B. Ameisen, miteinander durch Zeichen verkehren, die unsere Sprachzeichen ersetzen, und somit allgemeiner Vorstellungen oder Abstractionen fähig seien. Die Erfahrung spricht auch dafür, dass die Kinder erst die Worte, die sie gelehrt worden, zu verallgemeinern pflegen. (S. 13—19.) Erst durch den Einfluss der Sprache entwickeln sich „die logischen Grundthatsachen“ (Begriffe, Urtheile, Schlüsse). Die Entstehung der Sprache d. h. die Bildung fester Associationen von Worten und Vor-

stellungen geschieht nur theilweise so, dass eine Einzelvorstellung mit einem Eigennamen verbunden würde, meistentheils werden mehrere Einzelvorstellungen mit einem Worte bezeichnet. Die Sprache ist eine Reaction auf irgend welche Eindrücke hin. Auf solche Eindrücke hin, welche die gleichen Gefühle in uns erregen, geschieht diese Reaction durch ein gemeinsames Wort. Die Begriffe sind nur allgemeine Worte, welche gewisse Classen von Vorstellungen repräsentiren, vertreten, sie bilden also sozusagen „eine Algebra der Vorstellungen.“ Sowohl im Sprechenden wie im Hörenden ist es aber stets eine Einzelvorstellung, welche umgekehrt das allgemeine Wort auf anschauliche Weise repräsentirt, vertritt, im Hörenden aber meist eine andere als im Sprechenden, indem jener, wenn das Wort ‚Pferd‘ ausgesprochen wird, sich vielleicht einen Braunen vorstellt, während dieser einen Schimmel. „Bei abstracten Worten steht es so, dass die Vorstellungen des Sprechers sowohl als auch des Hörers Einzelvorstellungen sind, das allgemeine Wort ist lediglich ein Vehikel, das die Einzelvorstellung des Sprechers auf den Hörer überträgt.“ Es gibt subjectiverseits keine allgemeinen Vorstellungen oder Begriffe, wie der Conceptualismus will; es gibt nur objectiverseits solche in den Worten, welche bestimmte Classen von Einzelvorstellungen bedeuten und insofern allgemein sind, wie der Nominalismus will. (S. 24—35.) Das Urtheil kommt zustande durch Zerlegung einer Gesamtvorstellung in Einzelvorstellungen, deren jede durch ein Wort vertreten wird, so dass eine Kette von Worten oder ein Satz entsteht, und darauf hin dann im Hörenden die solchen Worten entsprechenden Einzelvorstellungen sich bilden, und deren Zusammenfügung eintritt. „So können wir hier einen doppelten Process beobachten: einen analytischen im Sprecher — das Mittheilen — und einen synthetischen im Hörer — das Verstehen“; „die Voraussetzung des Urtheils ist die Analyse, das Urtheil selbst vollzieht die Synthese der verschiedenen Elemente.“ (S. 43, 47.) Der Einzelne wird, abgesehen von der Sprache, allerdings eine zeitliche Bewegung seines Denkens erfahren, wird dieselbe aber „nicht in der Form des Schlusses vollziehen, sondern in der Form der Vorstellungsabfolge“ oder Association, wenn er z. B. die Fällung und Verkohlung eines Baumes durch den Blitz gesehen und späterhin einmal einen verkohlten Baumstrunk antrifft. Eine solche Association wird nur zum Schluss, wenn sie in sprachlichen Ausdruck gekleidet wird, und der Schlusssatz nicht bloß ein Mittheilungssatz, sondern ein Ueberzeugungssatz, eine Behauptung ist. Wir können also den Schluss definiren als „den in zwei Sätzen auftretenden sprachlichen Ausdruck für ein durch Association verbundenes Vorstellungspaar, von denen die zweite neu ist und als Ueberzeugung gedacht ist.“ Der Untersatz erweckt associativ den Schlusssatz, hiermit ist der eigentliche Schlussprocess abgeschlossen; der Obersatz ist nur eine nachträgliche Bestätigung, mit der die objective Giltigkeit des voll-

zogenen Schlusses gemessen werden kann, also für die psychologische Thätigkeit zwar unwesentlich, wichtig aber für die logische Thätigkeit. (S. 76—79.)

Es gibt also zweierlei Formen des Denkens: die intuitive und die begrifflich-discursive. Die erstere ist die ursprüngliche; sie erfordert keine Vielheit der Personen. Die zweite ist secundär, bewegt sich in Worten, Sätzen und Schlüssen, setzt eine Vielheit voraus und beruht auf Mittheilung. Zwischen beiden Denkformen findet aber auf unserer Stufe der Entwicklung nicht mehr wie ursprünglich eine klare und einfache Scheidung statt, sondern eine verschiedenartige Mischung. Ich kann z. B. allein auf einsamem Spaziergange mich ganz in anschauliche Bilder versenken durch rein intuitives Denken, oder ich kann ein solches ausüben und zugleich ein begrifflich discursives durch sprachliche Mittheilung meiner anschaulichen Vorstellungen, oder ich kann ein rein discursives Denken ausüben, wenn ich in müdem, abgespannten Zustande auf halbmechanische Weise Worte mit einem Freunde wechsele, ohne den Sinn seiner Worte zu verstehen und in anschaulichen Vorstellungen mir zu vergegenwärtigen, oder ich kann endlich etwas in anschaulichem Denken mir gegenständlich machen und zugleich laut oder halblaut, ja ganz still für mich hersagen in discursivem Denken. Unser Denken muss also nicht immer in Worten — äusserlichen oder innerlichen — vor sich gehen, wie die Scholastiker und viele Denker ganz verschiedener Richtungen z. B. Platon, Leibniz, Schleiermacher, Herbart, J. St. Mill, Steinthal, Max Müller, behaupten; es kann auch ein rein anschauliches, wortloses Denken geben. Nicht blos verschiedene Formen krankhafter Aphasie bezeugen dieses, sondern auch mannigfache Phänomene normalen Geisteslebens. Wir ergehen uns gar oft in Gedanken, bevor wir sie in Worte kleiden und ohne sie recht zum Ausdrucke bringen zu können, und gerade den phantasie-reichsten Menschen will dieses gar oft nicht gelingen. Als berechtigt bleibt somit nur die Ansicht übrig, dass „unser Denken sowohl intuitiv wie discursiv verlaufen könne.“ Der Unterschied dieser beiden Arten des Denkens wird aber nicht begründet durch dessen Stoff im Sinne des Axioms: „je concreter der Gegenstand, desto mehr wiegt das anschauliche Denken vor, je abstracter desto mehr das begriffliche.“ Der Unterschied beider liegt lediglich auf der Art und Weise, wie sich der Geist jedesmal zu den Gegenständen des Denkens stellt. Wo die Vorstellungen gegeben sind, kann das begriffliche Denken, welches sich wie eine algebraische Operation auf dieselben als Werthe bezieht, ausgeübt werden; neue Gedanken erfordern aber anschauliche Vorstellungen, wie Schopenhauer mit Recht schon sagte. Während der ursprüngliche Mensch, insbesondere das Kind ein beschränktes Vermögen der Unterscheidung und der Aehnlichkeitswahrnehmung aufweist, erfährt dieses beiderseitige

Vermögen in den an Bildung zunehmenden Menschen eine fortgehende Steigerung und als Ideal würde eine Vervollkommnung beider erscheinen, die ein in allgemeinen Worten sich bewegendes, abstractes Denken, welches stets nur ein Nothbehelf ist, überflüssig machen und einem vollkommen intuitiven Denken, wie es theologischerseits der Gottheit zuerkannt wird, Platz machen würde. (S. 86—103.) —

Dieses die näheren Ausführungen des eingangs erwähnten Grundgedankens, der durch die ganze Monographie als leitender Faden sich hindurchschlingt. In das Gewebe derselben finden sich ausserdem noch manch andere Erörterungen eingeflochten, welche mehr oder minder dunkle und umstrittene Punkte berühren, z. B. über anschauliche Begriffs-, Urtheils- und Schlusscorrelate, über Wesen und Eintheilung des Urtheils, über das Urtheil im Verhältniss zum Willen usw.

Die Hauptfrage, auf die wir hier allein etwas eingehen wollen, ist ohne Zweifel diese: gibt es ein begriffliches Denken nur in allgemeinen Worten? Der Vf. bejaht es, wir unsererseits verneinen es. Thiere und unmündige Kinder sind eines begrifflichen Denkens und einer Wortsprache allerdings unfähig. Sie bewegen sich in anschaulichen Vorstellungen (Wahrnehmungen, Erinnerungen) und deren Associationen und Aeusserungen, die nur uneigentlicher, analoger Weise als Denken in Begriffen, Urtheilen und Schlüssen und als sprachliche Aeusserungen gelten können. Ob es allgemeine Vorstellungen im thierischen und menschlichen Sinnesbewusstsein gebe, und nicht blos mehr oder minder abgeblasste Einzelvorstellungen von Wahrnehmungsdingen, ob wenigstens in den höher organisirten Individuen dortselbst Gemeinbilder irgend welcher Dinge entstehen durch Verschmelzung, Vermischung, Ausserachtlassung, Verwechslung ihrer Eigenthümlichkeiten oder ob nicht, ist bis zur Stunde eine schwer zu beantwortende Frage geblieben. Jedenfalls aber, wie dem immer sein möge, gibt es im menschlichen Geistesleben Allgemeinbegriffe, welche möglicherweise schon von einem Exemplare aus durch Abstraction von dessen individuellen Eigenthümlichkeiten gebildet werden können und überdies auf dem Wege der Vergleichung vieler Exemplare, um den Worten erst ihre Bedeutung zu geben. Insoweit ist der Conceptualismus im Rechte gegenüber dem strengen Nominalismus, nach welchem die Begriffe nur Worte oder Wortbilder sind, aufgefasst als Repräsentanten bestimmter Ordnungen gleichartiger Einzelvorstellungen. Darin stimmen übrigens beide zusammen, dass den Allgemeinbegriffen, ob sie nun als psychische Geistesgebilde oder nur als Wortgebilde gefasst werden mögen, keine objective Realität zu grunde liege, dass ihnen nur Einzeldinge entsprechen im Gebiete des Seienden. Darin sind sie beide im — Unrechte. Sie sind es deshalb schon, weil sie gezwungen sind, auch den logischen Grundbestimmungen (Transscendentalien und Kategorien) eine solche objective Realität abzusprechen, also auch den

logischen Denkgesetzen, deren Bestandtheile sie bilden, eine objective Geltung als Gesetzen alles möglichen und wirklichen Seienden abzuerkennen und somit auch eine streng allgemeine Geltung für alles mögliche und wirkliche Denken. Diese Grundbegriffe und Grundgesetze sind ihrer Geltung nach nicht ableitbar aus der Erfahrung der Einzel Dinge, weil sie ohnedem über unsere bisherige und dermalige Erfahrung hinaus keine constitutive Bedeutung besäßen und möglicherweise in ihr Gegentheil um- und überschlagen könnten, was auf eine Absurdität der Absurditäten hinausführen würde. Eine Psychologie der Grundthatsachen des inductiv-logischen Denkens, wie sie der Verfasser bietet, hätte somit noch eine Ergänzung zu finden durch eine Psychologie des deductiv-logischen Denkens und würde dadurch erst eine abschliessende Krönung finden und nach manchen Seiten hin auch eine — Correctur.

München.

Dr. Al. v. Schmid.

Ueber physische und psychische Causalität und das Princip des psycho-physischen Parallelismus. Von Max Wentscher. Leipzig, J. A. Barth. 1896. X, 122 S. *Nb.* 4.

Die alte Frage über das Verhältniss zwischen Leib und Seele, physischen und psychischen Vorgängen beschäftigt die moderne Naturwissenschaft und Philosophie um so mehr, als sie hoffte, durch die empirische Psychologie in der Lösung derselben gefördert zu werden. Im Gegensatz zu den älteren, metaphysischen Theorien eines psycho-physischen Parallelismus, welche im Spinozismus gipfelten, hat sich in neuerer Zeit der Gedanke eines empirischen Parallelismus herausgebildet, welcher den Begriff einer Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem ablehnt und das Princip oder Postulat eines durchaus parallelen Ganges zwischen beiden verschiedenen Arten von Vorgängen aufstellt. Auf dem Psychologen-Congress zu München 1896 hat der Vorsitzende, Prof. Stumpf, für den Eröffnungsvortrag die Frage nach der Natur der psycho-physischen Beziehungen zum Thema gewählt. Das Urtheil desselben über den Parallelismus lautete nicht günstig. Er bezeichnete denselben als einen Dualismus, wie er krasser noch niemals aufgetreten sei. Die vorliegende Arbeit, obschon ohne jeden directen Zusammenhang mit den Ansichten Stumpfs, befindet sich dennoch mit diesen in weitgehender Uebereinstimmung, nur dass Stumpf einer anderen Vermittlung zwischen den Aequivalenz-Forderungen der Naturwissenschaft und dem Interesse an einer Wechselwirkung zwischen Psychischem und Physischem den Vorzug gibt als es hier geschieht.

Der Vf. handelt über physische (S. 14. 47) und psychische (S. 48. 88) Causalität und über die Natur der psycho-physischen Beziehungen, den Parallelismus. Der Hauptbeweis ist negativer Art, indem der Vf. mit

schlagenden Gründen zeigt, dass ohne die Annahme einer Wechselwirkung die Erkenntniss des Physischen unmöglich ist, und die Naturwissenschaft mit bloser Empirie ihre Aufgabe gar nicht lösen kann, denn ihre Voraussetzung einer geschlossenen Naturcausalität bedarf erst der metaphysischen Begründung. Es erheben sich denn auch unter den Naturforschern Stimmen gegen diese Voraussetzung (Ostwald). Die causale Erklärung ist mechanisch nicht zu geben. Die elektrischen und chemischen Vorgänge, auch die Optik und die Fernwirkung können nicht mechanisch erklärt werden. Die Ueberzeugungskraft der Hypothesen der mechanischen Physik beruht auf der Anschaulichkeit derselben, ist aber bloß eine Täuschung. Der Satz, dass Gleiches nur auf Gleiches wirke, ist nicht bewiesen. Die Naturwissenschaft hält an demselben ohne Gründe aus Zweckinteresse fest. Besonders spricht der Organismus dagegen. Denn dieser weist eine immanente Gesetzlichkeit auf. Im psychischen Leben aber ist die Einwirkung der Individuen aufeinander nur auf dem Boden des Physischen möglich. Die Entstehung der Empfindung ist aus psychischen Zusammenhängen auf keine Weise erklärbar. In der Willenshandlung ist uns eine Bestimmbarkeit des psychischen Subjects durch Zusammenhänge rein inhaltlicher (logischer, ästhetischer usw.) Natur gegeben; zugleich sind wir uns in dem Zusammenhange zwischen dem Entschluss und den Momenten der vorangegangenen Ueberlegung ganz unmittelbar des Causalen darin bewusst. Dadurch kommt der Vf. zu dem Schluss, dass jeder Versuch der Durchführung des Parallelismus zu ungleich grösseren Schwierigkeiten führt und viel weiter über den Rahmen möglicher Erfahrung hinausgehende Voraussetzungen nothwendig macht als die Annahme einer Wechselwirkung.

Die positive Ausführung ist allerdings weniger befriedigend. Der Vf. sagt selbst in der Vorrede, dass Lotze'sche Grundsätze seine Arbeit beherrschen. Den von diesem Manne ausgesprochenen Grundüberzeugungen und Principien eines gesunden Philosophirens gehöre ohne Zweifel die Zukunft. In der Ausführung betont er, dass alles, was uns überhaupt, und also auch vom Physischen, erfahrbar sein soll, uns in psychischer Wirklichkeitsart gegeben sein müsse. Alles Wirkliche, wovon wir überhaupt mit Grund sollen reden können, müsse zu einem und demselben Wirkungszusammenhange gehören. Den inneren Nothwendigkeitszusammenhang des bloß thatsächlich überall zusammen Gefundenen findet er mit Lotze in dem Postulat eines hinter all diesen Zusammenhängen vorauszusetzenden wirkungsfähigen Wirklichen. Dieses Wirkliche aber ist und bleibt unserer Erfahrung unzugänglich. Der Zusammenhang des Gegebenen bleibt lediglich ein thatsächlicher, dessen innere Nothwendigkeit wir zwar auf Grund seiner Regelmässigkeit voraussetzen können, aber wirklich zu begreifen, aus einem letzten, für sich verständlichen Grunde herzuleiten nicht imstande sind. Auch hier sind anregende Gedanken

gegeben, aber wie die Lotze'schen Schriften trotz der feinen Ausführung den Leser im entscheidenden Augenblick immer wieder im Zweifel über die Weltanschauung lassen, so wird er auch durch das letzte „wirkungsfähige Wirkliche“ nicht vollständig beruhigt werden. Es wird durch die Betonung des psychischen Subjects und der Metaphysik ein befriedigender Abschluss nur gewonnen, wenn das Wirkliche dem entsprechend näher bestimmt ist.

Die Unsterblichkeit auf Grundlage der Schöpfungslehre. Von

Dr. Ernst Melzer. Durch eine Beilage über einige moderne Unsterblichkeitslehren verm. Sonderabdr. aus dem 28. Bericht der wissenschaftl. Gesellschaft »Philomathie« zu Neisse. Neisse, Graveur'sche Buchhandlung (Gustav Neumann). 1896. 116 S.

Neben der Lehre vom Dasein Gottes bildet die „alte und doch immer neue Frage von der Unsterblichkeit“ den wichtigsten Theil der natürlichen Theologie. In der gegenwärtigen Zeit des Skepticismus und Unglaubens muss jeder Beitrag zur sicheren Beantwortung derselben willkommen sein, denn schon die Thatsache, dass sich zahlreiche Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens ernstlich mit dem wichtigen Problem beschäftigen, darf als lauter Protest gegen die Leichtfertigkeit, mit welcher viele die uralten und wohlbegründeten Ueberzeugungen über Bord werfen und lächerlich zu machen suchen, betrachtet werden. Der Vf. obiger Schrift hat sich seit langer Zeit um die Vertheidigung der theistischen Weltanschauung verdient gemacht. Sein neuester Versuch darf deshalb zum voraus auf wohlwollende Aufnahme rechnen. Er verdient es aber auch, weil die in Frage kommenden Gesichtspunkte lichtvoll herausgestellt und überzeugend nachgewiesen werden. Melzer gehört noch der alten Schule der Philosophen an und macht aus seiner Anhänglichkeit an die Grundsätze Günther's kein Hehl. Auf der Grundlage der Günther'schen Ideen, denen er aber nicht überall beipflichtet, ist seine Schrift entstanden. Er schätzt Günther vorzugsweise als scharfsinnigen Bekämpfer des Pantheismus, als Begründer und Vertheidiger des Creatianismus (S. 116).

Daraus lässt sich der Gang des Beweises schon errathen. Die Entwicklung des Selbstbewusstseins auf Grund äusserer, auch vernünftiger Einwirkung zum Ichgedanken wird nach Augustinus, Cartesius und Günther als die unerschütterliche Grundlage der Philosophie hingestellt. Daraus folgt, dass der Geist als Substanz das Real- und Causalprincip seiner Erscheinungen ist, aber nicht der einzige und somit letzte Grund seiner Erscheinungssphäre sein kann. Denn weil er sich aus der Potentialität zum Ichgedanken entwickelt, kann er nicht erst, wie die moderne

Actualitätstheorie annimmt, durch diesen Process entstehen, weil er aber nur unter Einwirkung eines anderen, selbstbewussten Seins zur Actualität gelangt, so muss er von einem letzten Realprincip, welches weder beschränkt noch bedingt ist, abhängen. Dieser letzte Realgrund ist der Schöpfer unseres Geistes wie des gesammten Weltalls. Derselbe kann den von ihm geschaffenen substantiellen Geist nicht in's Nichts zurücksinken lassen, sondern erhält ihn auf der höchsten erreichten Stufe des Selbstbewusstseins und vereinigt ihn wieder mit dem Leib. Andernfalls müsste er sich selbst widersprechen.

Diese Beweisführung ist verschiedenen Einwänden ausgesetzt und namentlich von neuscholastischer Seite scharf angegriffen worden. Es ist wohl richtig, dass die neueste Philosophie sich wieder mit Vorliebe der Untersuchung der inneren Erfahrung zuwendet, und das Selbstbewusstsein mit dem Ichgedanken unter den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele stets eine grosse Rolle spielt, aber der Vf. geht doch zu weit, wenn er den anderen Beweisen nur unter der Voraussetzung dieses einzigen Beweises eine Bedeutung zuschreibt. Ueber den historischen Beweis kann man ja verschiedener Ansicht sein, aber in der Weise, wie ihn der Vf. abweist, wird die Ablehnung auch seiner eigenen Argumentation gefährlich. Käme der historische Beweis auf das ontologische Argument hinaus, so würde auch Augustinus nicht mehr als Autorität angerufen werden können, denn auch ihm gelten die allgemeinen Ideen als ein Beweis für die Wahrheit. Wenn die Uebereinstimmung des ganzen Menschengeschlechtes für die Grundfragen der Religion keine Beweiskraft besitzt, so wird auch der Ichgedanke nicht mehr stand halten. Weit gefährlicher wird dem historischen Beweise die Thatsache, dass die meisten Völker das jenseitige Leben als eine bloße Fortsetzung des diesseitigen betrachten. Die Besprechung der herkömmlichen Unsterblichkeitsbeweise an der Hand von Schaarschmidt's Schrift über den Unsterblichkeitsglauben ist sehr lehrreich, aber es geht doch nicht an, die drei Beweise von der Einfachheit, Perfectibilität und Verwandtschaft der Seele mit dem Unendlichen in dem einzigen Beweis aufgehen zu lassen. Der psychologisch-teleologische und der moralische Beweis werden thatsächlich stets den tiefsten Eindruck machen. Dies anerkennt der Vf. selbst, wenn er einerseits gesteht, dass viel Erkenntnistheorie und wenig Erkenntniss das Verdict in Sachen der Philosophie sei (S. 50), und andererseits mit Göthe den Hauptgrund für die Unsterblichkeit darin findet, dass wir sie nicht entbehren können. (S. 72).

In einer Beilage über einige moderne Unsterblichkeitstheorien bespricht der Vf. die Theorien von Krause, Ritter, Ulrici, Lotze. Die Auswahl wurde so getroffen, weil bei diesen Philosophen wenigstens Berührungspunkte mit der Theorie des Vf.'s vorliegen. Ausgesprochen monistische Theorien hat er ausgeschlossen. Von wichtigeren Schriften

über die Unsterblichkeit seit der Mitte unseres Jahrhunderts scheinen ihm besonders erwähnenswerth die Leistungen von J. H. Fichte, Teichmüller, J. Huber, J. Baumann und Schmick.

Die menschliche Seele, ihre Geistigkeit und Unsterblichkeit. Von J. Kleekamm. Heiligenstadt, Cordier. 21 S.

In warmen Worten vertheidigt der Vf. obigen Schriftchens dem materialistischen Darwinismus gegenüber, wie er auch auf der Lehrerversammlung zu Hamburg 1896 wieder vorgetragen wurde, die Grundwahrheit von der Seele. Indem er einerseits die Verirrungen und Widersprüche der Philosophen über diesen wichtigen Gegenstand kennzeichnet, anderseits die Lehre der Offenbarung und die Erkenntniss der Vernunft über den Ursprung und das Ziel des Menschen darstellt, gibt er in kurzem Umriss eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Punkte. Auf eine streng wissenschaftliche Untersuchung hat es der Vf. nicht abgesehen, aber für weitere Kreise, welche eine Orientirung über diese Lebensfrage wünschen, bietet er eine nützliche und überzeugende Belehrung.

Tübingen.

Dr. P. Schanz.

Atomismus, Hylemorphismus und Naturwissenschaft. Von Dr. A. Michelitsch. Graz 1897. Selbstverlag des Verfassers.

Naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen pflegen meist den Stempel ihrer Entstehung nur allzu deutlich auf der Stirne zu tragen. Sie sind Zwitter, bei denen fast stets die eine oder andere Hälfte ihres Wesens verkümmert ist. Denn wie wäre es heute, wo sich oftmals eine Koryphäe der Wissenschaft kaum in einer Nachbardisciplin zurechtfindet, möglich, zwei Wissenschaften, die ja zwar Jahrhunderte lang von den gleichen Geistern gepflegt wurden, sich nun aber völlig getrennt haben, so zu beherrschen, um die feinen Fäden, welche sie noch verbinden, nicht zu verwirren. Der Leibnize sind wenige, und Männer wie Zöllner sind auf dem Grenzgebiet gestrauchelt.

Es muthet ja niemand dem Philosophen zu, ein perfecter Naturwissenschaftler zu sein, und von dem letzteren verlangt man keine ausgedehnten Detailkenntnisse in Kant's Werken oder in der *Summa* des hl. Thomas. Wer aber sich auf dieses Grenzgebiet zwischen empirischer und speculativer Forschung wagt, der bringe denn doch die Vertrautheit mit dem ihm Fremden wenigstens so weit mit, dass man ihm das Concept nicht schon im ABC zu corrigiren braucht.

Leider kann man das von der vorliegenden Arbeit nicht sagen. Als „Naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen über das Wesen der Körper“ veröffentlicht Dr. A. Michelitsch eine Monographie, die in ihrem naturwissenschaftlichen Theil eine solche Fülle von Falschem enthält, dass dieselbe nicht unbeantwortet bleiben kann; auf seine philosophischen Pfade dem Vf. zu folgen, werden wir uns wohl hüten, denn dort ist er zu Hause und sind wir Laie.

S. 7 heisst es: „Ferner ist das Volum der Mischung meist gleich der Summe der Volume der Bestandtheile; die zugleich auftretende Wärme macht manchenmal eine Ausnahme. Die Volume der Verbindungen aber sind von denen der Elemente oft auffallend verschieden.“ Als Beispiel einer Mischung ist S. 6 das Auflösen eines Salzes in H_2O und die Mischung von Wasser und Wein angegeben. Nach den Untersuchungen von Kremers¹⁾, Gerlach²⁾, Kohlrausch³⁾ u. A. gilt dies für Salze und Säuren nie. Die Abweichungen mögen geringe sein, hier, wo es sich darum handelt, principiell einen wesentlichen Unterschied zu statuiren, genügt dies aber. Bei vielen Fällen ist das Endvolum sogar geringer als das Volum des Wassers für sich allein. Ein geradezu verblüffendes Ergebniss erhält man aber bei der Mischung von Wasser mit Alkohol in einer etwa $1\frac{1}{2}$ Meter langen Röhre; schichtet man dort über das Wasser Alkohol und mischt dieses, so ist die zuvor etwa ganz angefüllte Röhre nachher auf mehrere Centimeter ihrer Länge leer. Das Endvolum ist also bedeutend kleiner als die Summe der Ausgangsvolumina.

Auf der gleichen Seite heisst es: „Zur Zerstörung einer Verbindung gehört meistens eine mächtige Kraft, ein kräftiges Reactionsmittel, während zur Lösung einer Mischung oft eine mechanische Ortsveränderung genügt.“ Im grossen und ganzen mag das richtig sein; aber wer nicht Laie ist, merkt doch sofort auch hier, dass das, was der Verfasser als qualitativen Unterschied angibt, höchstens als quantitativer gelten kann. Wir haben Verbindungen und zwar organische, viele sogenannte Explosivstoffe, zu deren Zerstörung oder richtiger Zersetzung nur der minimalste äussere Anstoss nöthig ist. Aber auch unter den anorganischen Körpern können wir eine ganze Reihe aufstellen, bei denen wir mit den kleinsten Kräften anfangend Zersetzung bewirken können. So ist SCl_4 ein nur unterhalb von -20° constanter Körper, der bei 0° schon völlig zerfallen ist; $NOBr$ zerfällt bei -2° , Hg_2O bei 100° , H_2Se bei 150° , NO_3NH_4 bei 210° und die ausserordentlich feste Bindung von H_2O widersteht schliesslich den äussersten Temperaturen auch nicht mehr. Wir können also mit Kräften, die sicher von der gleichen Grössenordnung sind, wie das, was M. mechanische Ortsveränderung nennt, die Zersetzung

¹⁾ Kremers, Pogg. Annal. 96, 98, 110. — ²⁾ Gerlach, Specifiche Gewichte der Salzlösungen. Freiberg 1859. — ³⁾ Kohlrausch, F., Wiedemann Annal. 6.

von Verbindungen bewirken und finden anderseits, dass bei einer fast continuirlichen Steigerung dieser Kräfte, — unsere obige Reihe enthält natürlich Beispiele nur in grossen Intervallen —, wir endlich die festesten Verbindungen spalten können; es erscheint also mindestens kühn, un-mittelbar und ohne weiteres zu folgern: „Die angeführten Thatsachen nöthigen uns aber, einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden (Verbindungen und Gemengen, Lösungen) anzunehmen.“

S. 12 geht M. der Allotropie des Sauerstoffes zu Leibe und sagt: „Aber das dritte Atom (Sauerstoff im Ozon) hat schon bei gewöhnlicher Temperatur die nöthige kinetische Energie um sich loszulösen, während die zwei anderen diese Fähigkeit erst bei 230° erlangen, bei welcher Temperatur das Ozon in gewöhnlichen Sauerstoff übergeht.“ Irriger liesse sich der Vorgang der Dissociation des Ozon zu Sauerstoff — des O_3 zu O_2 — wohl kaum darstellen. Das dritte Atom O in O_3 beginnt bei gewöhnlicher Temperatur schon langsam sich zu trennen; diese Trennung ist bei 230° etwa völlig d. h. durch die ganze Gasmasse hindurch erfolgt, die beiden anderen Atome bleiben aber noch weiter mit einander verbunden, denn „gewöhnlicher“ Sauerstoff ist eben 2atomig.

Völlig unklar scheint sich M. über den Begriff Volum zu sein bezw. darüber, wo man mit Volum an Stelle von Gewichtstheilen rechnen darf. So redet er S. 22 von dem Gesetz der bestimmten Volumsverhältnisse und sagt: „Nur bestimmte Volume verschiedener Elemente verbinden sich miteinander“, und dann folgt das Beispiel: 1 Vol. Natrium und 1 Vol. Chlor verbinden sich miteinander! Das heisst doch in das praktische übersetzt 1 ccm Na + 1 ccm Cl gibt so und soviel Kochsalz. Dass bei dieser Addition nicht ein blosses Versehen, sondern eine principielle Unkenntniss im Spiel ist, geht aus dem Umstand hervor, dass S. 7 ebenso 4 Vol. H und 1 Vol. C zu 2 Vol. H_4C zusammengesetzt sind. Da das specifische Gewicht von $Na = 0,972$ und das von $Cl = 0,00317$ ist, so müssten sich nach M. im Kochsalz die Gewichtsmengen von Na und Cl verhalten wie 972 zu 3,17 während sie sich thatsächlich verhalten wie 23 zu 35,5!!! — Im folgenden Absatz heisst es S. 22: „Chlor, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff sind 1, 2, 3, 4werthig, weil je 1 Volum der gesammten [?, soll wohl „genannten“ heissen] Stoffe je 1, 2, 3, 4 Volume Wasserstoff bindet. Volum und Valenz sind also proportional.“ Nach dem allgemeinen Sprachgebrauch müsste es hier heissen: Volum und Valenz sind umgekehrt proportional, denn einem Volum Wasserstoff sind 1 bezw. $\frac{1}{2}$ bezw. $\frac{1}{3}$ bezw. $\frac{1}{4}$ Volum der betreffenden genannten Stoffe äquivalent.

S. 26 beanstandet M. „das Gesetz der Erhaltung der Massen oder Gewichte“ von Lavoisier, indem er sagt: „Wie erklärt es sich z. B. dass, während das specifische Gewicht des Eisens 7,8, das des Schwefels 2 ist, das specifische Gewicht ihrer Verbindungen, des Schwefelkieses

4,9—5,3 und des Strahlkieses (ebenfalls FeS_2) 4,6—4,8 beträgt? Vf. hat oben S. 7 ausdrücklich zugegeben, dass die Volumina der Verbindungen wesentlich verschieden sind von denen der Summe ihrer Elemente, und nun will er aus der dann doch nur so natürlichen Aenderung des specifischen Gewichtes bezw. aus dessen Abweichung von dem algebraisch aus den Componenten berechneten specifischen Gewicht ein Moment gegen die Erhaltung der Massen ableiten!!!

S. 25 behandelt M. die Avogadro'sche Hypothese — selbstverständlich verurtheilend — leider aber auch ohne sie in ihrer richtigen Form zu kennen. Nach M. besagt nämlich diese Hypothese, dass „die Molekel aller Gase im gleichen Raume bei gleichem Druck, Temperatur und Dichte in gleicher Anzahl und gleicher Grösse vorhanden sind.“ Von der Dichte oder dem specifischen Gewicht ist in der Avogadro'schen Hypothese nie die Rede, und es ist wirklich „tragisch“ — um einen von M. auf Liebig angewandten Ausdruck zu benutzen —, dass Vf. gerade an die von ihm in die Hypothese eingeflickte Dichte anknüpft, um jene zu bekämpfen. Noch tragischer aber ist es, wenn die von ihm dann angeführte Dichte des Stickoxyduls die auf Grund der Avogadro'schen Hypothese berechnete Zahl 1,52 und nicht die von Dalton beobachtete 1,614 (vgl. Gmelin-Kraut, Anorganische Chemie.) ist! Ueberdies ist hier noch ein logischer Schnitzer untergelaufen. M. fährt nämlich fort „in den oben angeführten Beispielen ist die Dichte nicht gleich, sondern verschieden. Die Dichte des Stickstoffes ist 0,97, die des Sauerstoffes 1,106, die des Stickoxyduls aber 1,52. Daraus folgt, dass im Stickoxydul weder gleich viele, noch gleich grosse Atome vorhanden sind, als im Stickstoff und Sauerstoff. . . . Damit scheint ziffermässig nachgewiesen zu sein, dass die Theorien des Atomismus den Thatsachen widersprechen.“ M. hat die Dichte in den Vordersatz seiner — falschen — Avogadro'schen Hypothese aufgenommen, hat also ausdrücklich gesagt: nur wenn die Dichten gleich sind, sind auch die Atomzahlen gleich; statt nun fortzufahren, wenn die Dichten nicht gleich sind, habe ich andere Versuchsbedingungen, als die Avogadro'sche Hypothese verlangt, darf ich also dieselbe gar nicht anwenden, wird geschlossen: weil ich die von mir verlangten Bedingungen nicht habe, kann ich auch die erwarteten Folgen nicht haben, also ist die ganze Hypothese falsch!!!

Nebenbei sei noch darauf hingewiesen, dass M. in dem Nachsatz seiner Avogadro'schen Hypothese sagt, dass bei den verschiedenen Gasen auch die Grösse der Gasmolekel gleich sein soll, eine Behauptung, die wohl von keinem Naturwissenschaftler je aufgestellt wurde.

S. 17 sagt M., nachdem er die Isomerie und Polymerie in der ihm eigenen Weise zu Grabe getragen hat: „Schon der Umstand, dass es zwei oder mehrere Structurformeln gibt, beweist deren zweifelhaften Werth; denn, da beide nicht zugleich richtig sein können, muss eine

falsch sein. Dass aber darum die andere wahr sei, möchten wir nicht gesagt haben.“ Mit solchen Redewendungen lässt sich schliesslich jede wissenschaftliche Anschauung todt schlagen; denn wo stände einer Theorie nicht eine andere gegenüber, und was würde Vf. sagen, wenn wir etwa behaupten wollten: „Schon der Umstand, dass es zwei oder mehrere philosophische Systeme gibt, beweist deren zweifelhaften Werth; denn . . . usw. Dass . . . usw.“

Nach dem Vorstehenden lässt sich der naturwissenschaftliche Werth der vorliegenden Studie wohl kritisch würdigen. Dieselbe kann sich eigentlich nur an einen Leserkreis wenden, der noch weniger nach der naturwissenschaftlichen Seite hin vorgebildet ist, als der Verfasser, denn ein Satz wie: „Obschon diese Verbindung das dreifache der Essigsäure ist, so stellt sie doch nicht eine dreimal so grosse Menge Essig, sondern — merkwürdig! — Zucker dar“, ist doch nichts weiter als eine sehr billige Speculation auf den naturwissenschaftlichen Laien, für den der Gegensatz Essig — Zucker ein grösserer ist als der Aethylen — Propylen. Man hätte doch billig von einem Philosophen, der mit einer ganzen Reihe von heute allseitig — d. h. in den betreffenden Fachkreisen — anerkannten chemisch-physikalischen Thatsachen so radical aufräumt, erwarten sollen, dass ihm wenigstens die Grundbegriffe der Chemie geläufig wären, und dass er sich nicht erst eine von keinem Chemiker gebilligte Hypothese unter dem Namen der Avogadro'schen aufstellt, um diese nachher zu zertrümmern.

Wir hätten ja wohl noch einmal so viel Ausstellungen an der Schrift, als wir hier erhoben haben; aber es war uns weniger um eine Recension derselben zu thun, als vielmehr darum, zu zeigen, dass nicht jeder Philosoph sich berufen glauben darf, naturwissenschaftliche Theorien umzustossen.

Darmstadt.

Dr. C. Forch.

Der Grundgedanke der Cartesianischen Philosophie, aus den Quellen dargestellt. Zum dreihundertjährigen Geburtsjubiläum Descartes'. Von Prof. Dr. Otten. Freiburg, Herder. 1896. gr. 8. VIII, 142 S. *M.* 3,20.

Die Untersuchung über den Grundgedanken der Philosophie des Descartes, der „mit Recht der Vater der neueren Philosophie genannt wird“, führt den Vf. zu dem Resultate, die Gottesidee sei der Grundgedanke der cartesianischen Philosophie. Der Vf. zeigt dieses, indem er über die bekannten Fragen aus dem cartesianischen System, nämlich über den Zweifel, über das Kriterium der Gewissheit und Wahrheit, über das Ich („denkende Princip“), über das Dasein Gottes („Gewissheit des

höchsten Principis“) seine Betrachtungen anknüpft und dann in dem Abschnitt „Die Priorität des Gottesgedankens“ zum Abschluss der Untersuchung kommt. „Der Philosoph von La Haye macht Gott zum Erkenntnisgrund jeglicher Gewissheit; das höchste Wesen tritt uns in seinen Aussprüchen als *primum cognitum* entgegen“ (S. 21.) Dies gilt nicht blos, insofern erst in der Erkenntnis Gottes die Grundlage für jede Gewissheit gegeben ist, sondern auch in der Hinsicht, dass Descartes die Seins- und Erkenntnisordnung zusammenfallen lässt. „So sehr Cartesius auch beide Ordnungen mit der Scholastik unterscheidet, die Tendenz seiner Philosophie treibt ihn dazu, dieselben zusammenfallen zu lassen. Das Erste in der Seinsordnung soll nach ihm auch in der Erkenntnisordnung am Anfang stehen.“ (S. 33 f.)

Eine Bekräftigung findet diese Lehre in den cartesianischen Gottesbeweisen. „Der Philosoph von La Haye beginnt mit der Gottesidee, die er für eingeboren und ursprünglich erklärt, und anstatt aus dem Ich die Gotteserkenntnis zu gewinnen, schöpfen wir aus dieser die Selbsterkenntnis . . .“ „Diese Idee“ — sagt Descartes — „gibt mir Gelegenheit zu prüfen, ob ich von mir oder von einem anderen bin und meine Mängel anzuerkennen, dass ich eine Ursache habe, dass alle Vollkommenheiten in ihr enthalten sind.“ (S. 90.)

Demnach baut Cartesius alles auf zwei Principien auf, nämlich auf dem Princip des denkenden Ich und auf dem objectiven Princip aller Dinge.

Fragt man nun — so fährt der Vf. fort — welchem Princip Cartesius die Priorität zuspreche, so lautet die Antwort: „es ist die wahre Meinung des Cartesius, dass der Gottesidee der Vorzug und die Priorität gebühre vor der Vorstellung des Ichs, dass jene das Licht sei, welches sich selbst und den denkenden Geist beleuchtet.“ (S. 97.) Den Beweis liefert der Vf., indem er zeigt, dass Descartes die Idee des Endlichen aus dem Unendlichen ableite; dass ferner das Wahrheitskriterium auf die Gotteserkenntnis zurückgeführt wird; dass die Gottesidee nach Cartesius die „wahrste, klarste, deutlichste“ sei, der Sonne vergleichbar, die im eigenen Lichte leuchtend alles beleuchtet; dass endlich Malebranche und Spinoza diese Lehre des Cartesius ausbildeten.

Trotzdem können wir uns mit den Auseinandersetzungen des Vf.'s nur theilweise einverstanden erklären. Die Gottesidee ist zweifelsohne auch ein Grundgedanke des cartesianischen Systems, aber nicht der Grundgedanke. Ob man überhaupt bei Cartesius von der Monarchie einer Grundidee reden kann? — Der Vf. sagt, die Gottesidee ist das *primum cognitum* bei Cartesius: aber es fragt sich, ob dies im Sinne des Ontologismus zu verstehen ist, wie ungefähr Malebranche es später verstanden hat, oder aber in dem Sinne, dass man in einem philosophischen Systeme zu einer metaphysischen Gewissheit nicht gelangen könne, ohne zuvor die Existenz Gottes erkannt und dadurch das Kriterium der Gewissheit gesichert zu

haben. Letzteres sagt Cartesius; aber er ist kein Ontologist, obgleich er durch manche unrichtige und unklare Sätze für Malebranche und Spinoza die Wege bereitet hat. Wenn man aber die Priorität der Gottesidee selbst über das „*Cogito ergo sum*“ ausdehnen wollte, so ist das offenbar unbegründet. Auch hat die Entwicklung der „neueren Philosophie“ nicht so sehr an die Gottesidee angeknüpft, als vielmehr an die logischen und psychologischen Fragen, welche Cartesius aufgeworfen hatte. In dieser Hinsicht sagt Falckenberg (S. 77 f.) ganz richtig: „Wir werden an den cartesianischen Dualismus die Weiterentwicklung der Philosophie anknüpfen sehen“; und ebenso: „durch die cartesianische Definition übernimmt der Substanzbegriff die Führerrolle in der Metaphysik, um sie erst bei Hume und Kant mit dem der Causalität zu theilen, ja an ihn abzutreten.“

Der letzte Paragraph des Vf.'s: „Die weitere Gotteslehre des Cartesius“, hängt mit den früheren Theilen nicht so innig zusammen, und es ist bekannt, dass Descartes bezüglich der Freiheit Gottes sowohl als der Menschen extreme Ansichten aufstellte. Aber mit Unrecht wirft ihm der Vf. eine Inconsequenz vor, wenn Descartes bei seiner übertriebenen Theorie von Gottes Freiheit und Allmacht noch von einer gewissen „Selbständigkeit“ und Freiheit der Menschen redet; auch darin hat Cartesius recht gesehen, dass er gegenüber den Thomisten (nicht S. Thomas!) von einer directen Determination des Willens nichts wissen und diesbezüglich „reiner Molinist“ sein will. Wie weit er dem „intellectuellen Determinismus“ huldigte, möge dahingestellt bleiben; es wird eben durch jeden Determinismus die Freiheit aufgehoben. Bei Cartesius ist aber die Sache schon darum von Anfang an eine verfehlt, da er jedes Urtheil, auch das evidente, von einem freien Willensentschluss abhängig machte.

Wenn wir also auch in der Sache mit dem Vf. nicht ganz übereinstimmen können, so werden und sollen unsere Bemerkungen diese historisch-kritische Untersuchung über Cartesius durchaus nicht entwerthen; im Gegentheil scheint dieser Weg des Vf.'s, einzelne historische Punkte zum Gegenstande eines besonderen Studiums zu machen, der einzig richtige und mögliche zu sein, um auch die Geschichte der Philosophie allmählich aus der Abhängigkeit von einer antikatholischen Geschichtschreibung zu befreien.

Pressburg.

C. Ludewig S. J.

Dr. Albert Stöckl, Domcapitular und Lycealprofessor in Eichstätt. Eine Lebensskizze. Verfasst von einem seiner Schüler. Mainz, Kirchheim. 1896.

In dieser Biographie hat ein dankbarer Schüler Stöckl's seinem verehrten Lehrer ein schönes Denkmal gesetzt, sich selbst aber auch ein

schönes Zeugniß ausgestellt. Sollten Manchem die Farben hie und da etwas zu hell aufgetragen erscheinen, so ist dies jedenfalls der begeisterte Ausdruck eines dankbaren Herzens gegen einen hochverehrten Lehrer und schon diese Begeisterung zeugt von dem mächtigen Einfluss, den Stöckl auf seine Schüler ausgeübt hat.

Freilich scheint der Biograph in noch vertraulicherem Verhältnisse zu Stöckl gestanden zu haben; aber gerade dieser Umstand in Verbindung mit einer vorzüglichen Darstellungsgabe, lebhafter Phantasie, die nicht selten in poetischen Ergüssen sich Luft macht, einem trefflichen Humor setzten ihn in den Stand, ein ebenso treues wie anschauliches und anziehendes Bild von dem Eichstätter Philosophen zu zeichnen. Er führt uns ihn vor im Vaterhause in Möhren als Sprössling einer armen Dorfschullehrersfamilie, in der Lateinschule, im Seminar, wo er sich bereits als Führer seiner Mitalumnen erwies, als Hilfspriester in Wemding, wo auch die Wiege seines späteren Collegen, des trefflichen Regens Dr. Schneid, stand, als Lycealprofessor, an der Akademie zu Münster, als Landpfarrer in Gimpertshausen, als Domcapitular und wieder Professor in Eichstätt, als Philosoph, als Politiker und christlichen Pädagog. Rührend ist der kurze Bericht über sein Lebensende:

„Als sie ihm die heilige Wegzehrung, dies Unterpfand der künftigen Auferstehung und ewigen Seligkeit gereicht hatten, da begann sein Geist den unverschleihten Einblick in die andere Welt zu nehmen und für die irdische sich zu verschliessen. Fiebernd rief er nur einmal noch: »Lasst mich an's Pult, lasst mich noch etwas schreiben.« Das war sein letztes Wort! Dann entrang sich sein Geist unter den Segnungen der Kirche sanft der gebrochenen körperlichen Hülle. Sein Sterbetag war ein Freitag: der 15. November 1895, also eben jener Tag, an welchem in manchen Diöcesen das Fest seines Namenspatrons und Vorbildes, Albertus des Grossen, gefeiert wird.“

Der Vf. findet einen Zug „der lieblich waltenden Vorsehung“ darin, dass er den Namen des grossen Philosophen des Mittelalters, des heil. Albertus erhielt: Gewiss hat die Vorsehung ihm eine so gewaltige Arbeitskraft, eine so eiserne Gesundheit, eine so ungewöhnliche Klarheit im Lehren und Schreiben verliehen, und seine äusseren Lebensschicksale in so günstiger Weise von Anfang bis zu Ende geleitet, dass er ein so weithin berühmter Philosoph, ein so fruchtbarer Schriftsteller werden konnte.

Mit lebenswürdigem Humor schildert die Biographie das Privatleben, welches, wie bei einem Philosophen nicht anders zu erwarten, seine Eigenheiten hatte, aber doch durch gemüthliche Geselligkeit und Bescheidenheit sich auszeichnete.

„Stöckl studirte als Seminarprofessor so eifrig, dass er während der Woche fast nie spazieren ging. Später änderte er diese Praxis und machte einen täglichen Spaziergang, immer zur nämlichen Zeit, ob Hundewetter war oder Glühhitze, und immer auf dem nämlichen Wege, so dass anderen bald die Lust verging, ihn zu begleiten. Die Wege, welche er wandelte, die Bänke, auf welchen

er ausruhte, wurden schliesslich Stöcklsweg, Stöcklsbank, Stöcklsruhe u. dgl. von den Studenten getauft.“

Sehr wohlthuend an einem Gelehrten ist die Demuth: Stöckl besass sie in hohem Grade, wie es übrigens bei wahrhaft Gelehrten regelmässig der Fall ist. Er schlug aus Demuth sogar einen Bischofsstuhl aus. Aber „trotz aller Demuth hütete er mit zarter Wachsamkeit den guten Namen, den er sich als Gelehrter durch Wuchern mit seinen Talenten erwarb. Demuth und Ehrgefühl wohnten bei ihm in voller Eintracht beisammen. Die Lilie seiner Priestertugenden trübte kein Hauch. Wahrhaft! Ein schöner Charakter zierte den grossen Gelehrten.“

Fulda.

Dr. Gutberlet.

Lehrbuch der theoretischen Philosophie auf thomistischer Grundlage. Von Dr. Virg. Grimmich O. S. B. Freiburg i. B., 1893. gr. 8. XVI, 565 S. *M.* 7.

Das vorliegende Lehrbuch, dessen Vf. vor kurzem zum a. o. Professor der christlichen Philosophie an der Universität Wien ernannt wurde, bietet einen vollständigen Abriss der Philosophie. Abgesehen von der Ethik und der Geschichte der Philosophie wird man keine Frage von Bedeutung vermissen, wemgleich solche eine bevorzugtere Ausführung erhielten, welche wegen ihrer Beziehung zum Dogma den Theologiestudirenden mehr interessiren.

Der Standpunkt des Autors ist der thomistisch-scholastische, der ihn jedoch keineswegs abhält, auch der Weiterentwicklung der Philosophie in den späteren Jahrhunderten nachzugehen, den von dem modernen Geiste aufgeworfenen Problemen näher zu treten, was die Beobachtung auf dem Gebiete der Psychologie und Naturwissenschaft Sicheres errungen zur Vertiefung und Ausgestaltung der alten Philosophie zu verwerthen.

Um den Anfänger zu einem selbständigen Studium des hl. Thomas anzuleiten, lässt er diesen, sowie den an ihn sich eng anschliessenden Cosmus Alamannus öfters ausführlich zu Worte kommen. Als Hilfsmittel zum leichteren Verständniss der Texte dient das mit grossem Fleisse ausgearbeitete Glossar.

Fulda.

Dr. J. D. Schmitt.